

eigentliche Megelei an, denn die Anzahl der gefangenen Vögel beläuft sich dann an den drei Markttagen (Dienstag, Donnerstag und Samstag) auf je 3—5000. Da werden die armen Finken [Edelfink, Bergfink und Grünfink (Fr. chloris)], Kohlmeise, Blau meise, manches Jahr auch Sumpfs- und Tannenmeise (Parus palustris et ater), Zeisig, Zipp-Ammer (Emb. cia), Goldammer, Grauammer (Emberzia miliaria), Feldlerche, Haubenlerche, graue Gras- und Klappergras- und Müllerchen (Curruca garrula), Heckenbraunelle, Goldhähnchen, Wasserpieper (Anthus aquaticus), kurz- zehige Lerche (Calandrella brachydactyla), Hänfling, alle Arten von Drosseln u. s. w. haufenweise verkauft. An genannten Tagen wimmelt es am Markte von Leuten aus allen Volksschichten, die sich um die besten und billigsten Sorten streiten. Bis der Zug vorüber ist, geht es bei uns so Tag für Tag. Vor zwei Jahren habe ich die Gesamtzahl der in der Fangzeit auf den Markt gebrachten gefangenen Vögel auf 1000000 geschätzt; ich kann Ew. H. W. versichern, daß diese Zahl nicht im geringsten übertrieben ist. An einem einzigen Tage z. B. habe ich auf dem Markte 896 Zeisige, beiderlei Geschlechtes gezählt. Es giebt hier in Italien unzählige Manieren die Vögel zu fangen; ich werde dem geäußerten Wunsche E. H. W. nächstens nachkommen und Genaueres hierüber berichten.“

Angeichts dieser nur in kurzen Abrissen gegebenen Schilderungen wird jeder, welcher mit vollem Herzen unserm „deutschen Vereine zum Schutze der Vogelwelt“ angehört, nur einen Wunsch hegen, nämlich den — so bald es irgend geht, auf geeignetem Wege Abhilfe zu schaffen.

Zangenberg, den 24. September 1882.

## Ornithologische Skizzen.

Von R. Th. Liebe.

### V.

#### Der Waldkauz (Syrnium aluco).

(Mit Abbildung.)

In dem Jahrgang 1879 unserer Monatschrift hat Herr von Niesenthal mit warmen Worten die Schleiereule und den Steinkauz als „verkannte und mißachtete“ Vögel unserer freundschaftlichsten Beachtung empfohlen. Ich möchte auch den Waldkauz zu den verkannten, also zu den einer verständigen Schonung würdigen Vögeln zählen, denn wenn er auch einmal einen Vogel greift, so ist dies doch meist ein krankes Individuum oder ein junger, zu zeitig dem Nest entschlüpfter Vogel, und die Zahl derselben ist sehr klein. Seine Hauptnahrung bilden die

Mäuse aller Art, — namentlich die Feldmäuse, Waldwühlmäuse, Waldmäuse, und nur wenn es wenig Mäuse und Wühlmäuse giebt, fängt er sich, wie die Gewölle lehren, auch Spitzmäuse. Reste von Fledermäusen, Maulwürfen und Vögeln fand ich nur sehr selten in den Gewöllballen, öfter dagegen solche von Kopfkäfern, Maikäfern und Brachkäfern. Martin fand im Vormagen eines Waldkauzes 75 Rieferschwärmerrauen. Tritt für einen Landstrich einmal ein mäusearmes Jahr ein, dann ziehen die jungen Waldkäuze sofort in die nächsten Gauen, die noch hinreichend mit Mäusen besetzt sind, und die alten Waldkäuze unternehmen bei anhaltendem Mäusemangel zuletzt auch weitere Reisen nach jenen Strichen, die grade „Mäusejahre“ haben.\*) Schonung daher den Waldkäuzen, so lange sie sich nicht zu stark vermehrt haben, und das ist bis jetzt nicht der Fall.

Der Waldkauz oder Baumkauz (*Syrnium aluco*) gehört zu den größeren Eulen, denn er mißt sitzend bei gewöhnlicher Stellung vom Scheitel bis zur Sohle 21 bis 22 cm. Die Gestalt und die Zeichnung des Gefieders giebt die nebenstehende Abbildung. Die Grundfarbe schwankt außerordentlich und zwar zwischen den Extremen dunkelbraun, rostroth und lichtbräunlichgrau. Diese Färbungsverschiedenheiten sind nicht erblich und bedingen keine konstanten Spielarten: aus demselben Horst erhielt ich graue und röthliche, heller- und dunklerbraune, lichtgraue und graubraune Geschwisterpaare. Die großen, schönen, dunkelbraunen Augen haben einen durchaus sanften Ausdruck, der durch die rosige Färbung der Lidränder noch gehoben wird, und sind noch etwas enger zusammengestellt wie bei unseren anderen Eulen, so daß sie sehr an das Gesicht des Menschen erinnern. Die mit mächtigen Krallen bewehrten Fänge sind über den Lauf hinweg bis zum vorletzten Zehnglied sehr dicht und weich besiedert. Da die Flügel breit und ziemlich kurz sind, ist der Flug etwas schwerfällig und langsam, aber leise und wunderbar sicher. Vom Ende der Horstzeit ab bis tief in den Herbst hinein halten die Thiere ihre Tagesruhen in dichteren Partien des Waldes ab, — oft in noch sehr jungen 20 bis 30 jährigen Nadelwalddickichten, und schlafen hier\* auf einem Ast unter dem Wipfel eines Baumes dicht an den Stamm gedrückt. Wer dann näher an sie herankommen will, muß ihre Schlafbäume kennen und muß ein geübter Waldgänger sein, denn trotz des Schlafes ist ihr Gehör mit bestem Erfolg thätig, und ihre Augen sind auch bei Tage keineswegs blöde, sondern vielmehr sehr scharf. Streichen sie nun ab, dann fliegen sie mit einer so merkwürdigen Geschicklichkeit mit kurzen jähen Wendungen grade durch das dichteste, am besten Deckung gewährende Geäst hindurch, daß man keinen dünnen Zweig knistern, keine Feder anstreifen hört. Safen sie dann auf irgend einem Ast auf, so geschieht

\*) Vergleiche Brehms Thierleben V, 100.

dies auffällig plötzlich, und behalten sie die momentane Haltung eine Zeit lang regungslos bei, so daß sie bei der den Rinden angepassten Färbung des Gefieders gar leicht dem suchenden Auge des Beobachters entgehen.

Nacht der Winter, dann suchen sie im Wald eine geräumige Höhlung in einem alten Baume auf, um dort regelmäßig den Tag zu verschlafen. Nun fällt es ihnen aber in unserer Zeit der vorgeschrittenen Forstkultur gar nicht so leicht, einen derartigen Schlafbaum im Walde zu finden, und sehen sie sich daher genöthigt einen anderen Unterschlupf zu suchen; und diesen finden sie — Dank ihrer Klugheit und Akkommodationsfähigkeit. Zunächst geben sie es auf, in dem gartenartig gepflegten neuzeitlichen Forste nach einem Schlafbaume zu suchen und sie finden diesen in einer alten Erle oder in einer Weide im Wiesengrunde, wo sie ihre Verwandten, die kleinen Steinkäuze aus ihren Wohnungen ermitteln. Oder sie rücken in die Nähe der Menschen ab und erkiesen einen hohlen Birnbaum im Obstgarten oder eine alte Dorflinde; ja sie machen es sogar wie die Schleiereulen und nehmen in dem Giebel einer verfallenen Scheune, in einem alten „Taubenhöhler“ unter einem Dach, in einem alten Mauerloch Platz. Von Mitte Februar ab, bei milden Wintern wie 1881 auf 1882 sogar schon von Mitte Januar ab, hört man ihre Hochzeitsständchen und zwischen Anfang März und Anfang Mai machen sie in der Schlafhöhle, am liebsten allerdings in einem hohlen Schlafbaum droben im geliebten Wald, Anstalt zum Brüten. In der Noth nehmen sie, wie ich gesehen habe, aber auch einen Krähenhorst, einen oben seitlich offenen Weidenkopf, eine Dorflinde, sogar ein Eichhörnchenest im niederen Stangenholz an, welches letzteres sie oben eindrücken und muldig machen. Zu Nester tragen sie freilich nicht, sondern sie begnügen sich mit dem alten mulmigen Genist, welches vor Zeiten Hohltauben, Käher oder andere Vögel in die Höhlung getragen. Darauf legen sie 2, höchstens 3 weiße, verhältnismäßig große Eier. Päßler hat beobachtet, daß das Weibchen vom ersten Ei ab gleich brütet; — ich habe bei fast allen unseren Eulenarten theils in der Gefangenschaft, theils im Freileben erfahren, daß das Weibchen allein ohne Ablösung durch das Männchen, und von dem ersten Ei ab sehr fest brütet. Das Männchen schleppt dem Weibchen in der Brüte-Zeit Mäuse zu und trägt bisweilen wohl noch einmal die halb schaurigen halb komischen Strophen vor, mit denen es vorher um seine Braut geworben. Später hilft es die in grauweißen Flaum dicht eingehüllten Jungen fleißig füttern und führt letztere auch nach dem Ausfliegen noch eine längere Zeit.

Sobald die Jungen sich allein behelfen können, trennt sich die Familie. Gatten sich die Mäuse gut durchgewintert, dann stehen diese Thiere jetzt im Sommer auf dem Höhepunkt der Vermehrung, und es giebt für die Eulen so viel Nahrung, daß sie nicht an Auswanderung denken. Jeder Baumkauz wählt sich ein zu-

sagendes Dickicht zum Uebertagen und sucht bei einbrechender Dunkelheit sein Jagdrevier ab: am liebsten Waldränder und zwar vor allen solche, in welche Thäler mit kleinen Wiesenstreifen tief einschneiden. Hier jagt er mit bestem Erfolg, greift die überraschte Maus mit mächtigem, sofort tödlichem Griff, fliegt weiter, indem er dabei die Maus gewöhnlich in den Schnabel nimmt, hakt auf dem ersten besten Ast oder auf einem Erdbaufen und dergleichen auf, läßt die Maus einige Male kauend durch den Schnabel gleiten, wobei er die Hirnschale zerbeißt und einige Knochen zerbricht, und schluckt endlich das Thierchen ganz hinunter mit Haut und Haar. Nachdem er sich lange genug mit der Jagd vergnügt hat, fliegt er durch den Wald zurück an eine einsamere Stelle, wo ihm ein einzelner höherer Baum, ein besonders günstig gestellter Ast ein passendes Ruheplätzchen gewährt. Diesen Baum sucht er jede Nacht wieder auf, und ist derselbe nicht mit dem Schlafbaum zu verwechseln, der meist in tieferem Dickicht und nicht so offen zugänglich steht. Ich nannte diese Bäume Gewöllbäume\*), denn sie haben für den Kauz die Bestimmung, daß er sich auf ihnen regelmäßig seiner Gewölle entledigt, die er in Gestalt durchschnittlich 7 cm langer und halb so breiter grauer Filzbällchen auswirft, und die den Boden unter dem Baume oft ganz dicht bedecken. Beim Auswerfen der Gewölle schneidet das Thier erst einige Gesichter, schließt dann die Augen, wirft den Kopf etwas zurück, öffnet den Rachen und wirft mit einem kurzen Schütteln des Kopfes die wunderbar dicht in einandergesülzten, unverdaulichen Nester aus. Die Filzung ist so dicht, daß die Gewölle sich auf dem feuchten Boden in dem überwuchernden Moos über ein Jahr lang ganz gut erhalten.

Sind im Laufe des Sommers oder gegen den Herbst hin die Mäuse durch ihre Feinde oder durch Epidemien und Witterungseinflüsse stark dezimirt worden, dann wandern die jungen Waldkäuse weiter — besser bestellten Revieren zu. Man kann es an den im laufenden Jahre neuetablrten Gewöllbäumen, die durch den Mangel frischer Gewölle zuerst auf die Entfernung ihrer Herrn schließen lassen, mit Bestimmtheit erkennen, daß es gerade die jungen Käuse sind, welche zuerst die Heimat verlassen und sieht unter den schon seit längerer Zeit besetzten Bäumen, daß die alten Käuse gar nicht, oder bei eintretendem Mangel erst weit später folgen.

Wie schon bemerkt, hat der Waldkauz ein sehr scharfes Auge, und zwar nicht bloß des Nachts, sondern auch bei Tage, — sogar noch im scharfen Sonnenlicht. Den Sonnenschein verabscheut er überhaupt nicht, sondern er sucht ihn auf, wo er sich sicher fühlt, und sonnt sich mit gesträubtem Gefieder und mit halb geschlossenen Augen auf das Behaglichste. Ja er wendet dabei sogar das Gesicht der

\*) Brehms Thierleben V, 99.

Sonne zu. Nur wenn er schlafen will, kehrt er sich von der schärfern Belichtung ab und dunkeln Winkeln zu.

Noch feiner als das Auge ist jedenfalls das Ohr entwickelt: Das leise Knipsen mit dem Fingernagel, auf welches Gaukler die wahrsagenden Hunde zu dressiren pflegen, hören durch die Fütterung auf dies Geräusch aufmerksam gemachte zahme Waldkäuze auf Entfernungen hin, wo es der beste Hund nicht mehr vernehmen kann. Ihr Gehörwerkzeug ist aber auch grade zum Auffangen feiner leiser Töne besonders organisiert und zwar nicht blos durch die hochentwickelte Organisation des inneren Ohres, sondern auch durch die des äußeren. Während die andern Vögel mit wenig Ausnahmen keine Ohrmuschel und nur eine kleine enge Ohröffnung besitzen, ist bei den Eulen der äußere Gehörgang nach außen trichterförmig erweitert. Bei den *Syrnium*-Arten ist diese Erweiterung besonders groß, und bei unserem Waldkauz findet sich ein mehr als ausreichender Ersatz der Ohrmuschel, denn hier ist die unter den Federn versteckte Ohröffnung über 2½ cm hoch. Die hintere Wand der Ohröffnung ist hohl muschelförmig, also auf das beste für die Auffangung der Schallstrahlen eingerichtet, und die vordere Wand läuft in eine muskelnführende Randhaut aus, welche die Thiere nach vorn bewegen können, so daß das Ohr sich noch weiter öffnet, welche sie aber auch nach hinten legen, wenn sie das feine Sinnesorgan vor ihnen unangenehmen oder zu lauten Tönen einigermaßen schützen wollen. Dazu kommt nun noch ein Federkranz bestehend aus aufgerichteten, ganz dicht gefahnten, scharf gebogenen, mit der hohlen Seite nach vorn gerichteten Federchen, welcher unmittelbar hinter der Ohröffnung stehend den Schallauffangapparat auf das vollkommenste ergänzt und wenn auch viel besser, doch ähnlich wirkt wie die hohle Hand, die wir hinter unser Ohr legen, wenn wir schärfer hören wollen. Dazu kommt endlich noch der Schleier, die beiden großen aus den radialgestellten, nicht dicht gefahnten, also schalldurchlassenden Gesichtsfedern gebildeten Kreise um die Augen, welche mit ihrer flachen Trichterform ebenfalls bei dem Auffangen auch der leisesten Geräusche sich mit bestem Erfolg betheiligen. Da nun mit der hochvollkommenen Entwicklung des äußeren Ohres die des innern innerhalb des Felsenbeines in Einklang steht, besitzt der Waldkauz in seinem Gehör einen wunderbar feinen Sinn. Die *Eda* zählt unter den feinsten Substanzen, aus welchen die Fessel des Feurismolfes geflochten war, auch den Schall des Katzentrittes auf. Wir zwar und auch wohl die meisten Thiere vernehmen diesen Tritt nicht, der Waldkauz aber thut es, wie man sich experimentell überzeugen kann, und auch der Lauf einer Maus über die Diele entgeht seiner Wahrnehmung nicht. Wunderbar ist dabei die Schnelligkeit, ich möchte sagen die Ploglichkeit, mit welcher er sich vermöge seines Gehöres orientirt. Alle anderen Thiere, und wir Menschen mit, müssen beim Vernehmen leiser Ge-

räusche erst durch verschiedentliches Wenden und Drehen des Kopfes uns die Richtung klar machen, aus welcher das Geräusch ertönt. Der Waldkauz wirft bei einem leisen Geräusch blitzschnell den Kopf herum und hat Gesicht und Auge genau auf den Punkt gerichtet, aus welchem das Geräusch stammt. Er sucht nicht, er wendet nicht das Gesicht von einem Punkt zum anderen bis er ungefähr die richtige Stelle gefunden: er weiß sie sofort, sobald er das Geräusch hinter sich oder neben sich gehört. Die so veranlaßten eigenthümlich schnellen Bewegungen des Kopfes erhalten noch dadurch einen besonderen Charakter, daß das Thier dabei oft das Gesicht buchstäblich über den Rücken hinweg wendet, und dadurch, daß es zwischen jeder Kopfwendung den ganzen Körper ruhig hält.

Diese Kopfbewegungen sind die gewöhnlichen Umschaubewegungen. Von ihnen unterscheiden sich jene drehenden Kopfbewegungen, die ich schon an anderer Stelle besprochen habe\*), und welche ein schärferes Sehen bezwecken, daneben wohl auch eine Drohung aussprechen sollen. Auch ein leichtes Verneigen des Kopfes bemerkt man am Waldkauz als Zeichen, daß ihm irgend etwas auffällt, worüber er im Zweifel ist, ohne dabei Furcht oder Habgier zu empfinden. Ueberhaupt ist er wie alle seine Verwandten ein großer Meister im Mienen- und Gebärdenpiel. Die unzähligen kleinen Hautmuskeln, welche an den Federwurzeln liegen, machen durch die Verlegung einzelner Federpartien ein Mienenpiel möglich, wie es ausdrucksvoller nur bei den Menschen vorkommen kann. Wenn er sich freut, wie z. B. beim Erscheinen eines neuen Gefährten oder beim Wiedersehen seines Pflegers, dann legen sich die oberen Kopffedern ein wenig nieder und heben sich die Federn hinter den Wangen, wodurch das Gesicht breiter erscheint. Ist er verdrießlich, weil ihm ein Futter nicht schmeckt, oder weil es regnet, oder weil die Nähe eines stärkeren Konkurrenten ihm unbehaglich ist, dann macht er ein Gesicht, welches mit diesem Seelenausdruck vollkommen an den entsprechenden Ausdruck im Menschenantlitz erinnert: er legt die Federn zur Seite des Gesichts und Kopfes straff nach hinten, sträubt die Federn oben und namentlich rechts und links oben am Kopfe sowie die an der Kehle und an den Unterkieferdecken, so daß das Gesicht lang und viereckig aussieht, wozu er noch die oberen Augenlider bis über das halbe Auge herabsenkt und den Körper mit angelegten Federn höher aufrichtet. So ist der Kauz im Nu eine ganz veränderte Erscheinung. Beseelt ihn ein Verlangen, sieht er eine leicht zu erlangende Beute, will er zum Weibchen fliegen, um es zu lieben, dann legt er die Federn um den Kopf herum nach hinten, wodurch der Gesichtsausdruck sofort ein anderer wird. Steigert sich das Verlangen und bittelt er um irgend Etwas, dann zieht er dabei die Federn oberhalb zwischen den Augen

\*) Diese Monatschrift 1882, Heft V.

enger zusammen, was bei lebhafterem Affekt fast wie kummervoll aussieht. Bei Gelegenheit der Brautwerbung, bei der ich die Weibchen allerdings nur sehr apathisch gesehen habe, erzeugt beim Männchen der Wechsel von Furcht vor dem stärkeren Weibchen und von Verlangen nach ihm ein so lebhaftes Mienenspiel, daß es unmöglich ist, dasselbe mit Worten zu beschreiben.

Uebrigens hat aber der Waldkauz auch andere Mittel, um seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Ist ihm auch trotz der sprechenden Augen die Gabe der Rede, — ist ihm auch des Gesanges süße Gabe versagt, so ist doch seine Stimme vieler Modulationen fähig. Ärgert er sich, dann läßt er eine einmalige oder rasch hintereinander mehrmals wiederholte Strophe hören, die zwischen einem hochliegenden Richern und einem Zirpen in der Mitte steht. Wird er von Seinesgleichen oder von seinem Herrn angesprochen, während er in behaglicher Ruhe verweilt, dann giebt er mit leisen, kurzen, tiefliegenden Pfeistönen Antwort, die etwa wie „duf, duf, duf, duf“ klingen und den Charakter des Plauderns haben. Erwacht dabei aber ein Verlangen, sei es nach Futter oder auch nach Unterhaltung, dann wird das Tempo jener Silben schneller und schließt mit einem längeren „düā ik“ und einem nachfolgenden noch länger gezogenen „düāāāik“, welches schon kreischend wird. Der eigentliche Ruf, durch welchen er herbeicitirt oder zum Antwortruf auffordert, ist ein einmaliges oder in gleichen kurzen Pausen immer wiederkehrendes „Jüik“ (in der Musik etwa dem fh entsprechend), mehr pfeifend als kreischend gehalten. Steigert sich der Ruf durch Affekte, wie dies namentlich vor der Horstzeit und nach dem Ausfliegen der Jungen, sowie im Herbst auf der Wanderschaft zu geschehen pflegt, dann wird der Ruf in höherem Ton mit schärferer Aspiration und kreischend ausgestoßen: „Chiwitt, Chiwitt“. Die größte Mannigfaltigkeit von Tönen entwickelt aber der Kauz von Mitte Februar ab, wenn die Horstzeit naht. Er wird um diese Zeit immer lebhafter. Während er sonst den größten Theil des Tages und einen Theil der Nachtzeit gern mit stark gelockertem Gefieder behaglich still sitzt, um auszuruhen, oder unterhaltliche Umschau zu halten, legt er jetzt das Gefieder gern glatt an, hält sich aufrechter und schlanker und ist weit unterhaltungsbedürftiger und beweglicher. Da läßt er in der stillen Nacht ein eintöniges, sehr tiefes Schnurren hören, vergleichbar einem sehr tiefen fast gurgelnden Ton auf einer Wasserpfeife. Gewisse Nargilehs mit großem langhalsigem Wassergefäß geben einen ähnlichen, wenn auch viel kürzer gehaltenen Ton. Daneben hört man häufig ein diesem Schnurren an klingendes eintöniges, tiefes, dumpfes „Kū kū rāū“ mit gedehnter letzter Silbe, welches er aber meist nur einmal, selten zweimal hinter einander hören läßt. Dieser Ruf erinnert ein wenig an das Rucksen der Ringeltaube. Das eigentliche Grundmotiv zu diesen nächtlichen Liebesgesängen ist aber ein langgezogenes tiefes im Tone langsam

steigendes und etwas schneller wieder sinkendes „Uau“ ( $\widehat{f. fis. g. as. g. fis. f.}$ ), welches pfeifend und durchaus nicht freischend und unangenehm klingt. Ein wenig freilich mahnt es Einen an Schmerzensteine, welche Mädchen z. B. bei heftigem Zahnschmerz hören lassen, und das läßt den Ruf des Vogels befangenen Hörern unheimlich erscheinen. In dieses rein vokale „Uau“ mengen sich nun bei größerer Erregung einzelne „r“-Laute ein, und zuletzt ist der ganze Ruf mit solchen Lauten durchweht, so daß er etwas schnurrend klingt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese nicht gerade schöne Umänderung des Hauptrufes in einer gewissen Heiserkeit die Ursache hat, denn man hört ihn gegen das Ende der Paarungszeit hin mehr und mehr. Zu diesem Paarungsruf kommt nun eine andere zankend klingende Strophe, welche höher im Ton liegt und vielleicht durch die Worte „djühiü diük diük diük“ wieder gegeben werden kann, wo die erste Silbe sehr lang gezogen, das „hi“ sehr scharf hervorgestoßen und die vorletzte Silbe wieder länger gezogen wird. Dazu kommt noch ein bellendes, scharfes, hohes „Quäck, Quäck,“ bei dem die zweite Silbe um einen halben Ton höher liegt. — Doch genug der Proben! Giebt es auch noch verschiedene andere Modifikationen, so sind im Vorhergehenden doch die hauptsächlichsten geschildert, so gut und so schlecht sich Vogelstimmen wiedergeben lassen. — Der Gesamteindruck der Tonleistungen unseres Waldkauzes ist nicht unangenehm, — nach meinem Dafürhalten angenehmer als der von den entsprechenden Leistungen der anderen Eulenarten. Wenn freilich ein Kauz von der Dorflinde oder vom Dachfirst herab die Nächte hindurch fleißig und anhaltend musiziert, dann kann er dem schlaflosen Anwohner entsetzlich werden; ich selbst höre ihn gern und schlafe bei dem eigenartigen Getöse recht behaglich ein. Der Abergläubische wird ihn immer mit Grauen anhören. Geräth man bei nächtlicher Stille in das Revier eines rufenden Kauzes, dann glaubt man leicht, daß nicht ein einzelnes Individuum vorhanden ist, daß vielmehr eine ganze Anzahl sich in dem Waldthal Rendezvous gegeben hat: indem der Vogel im Fliegen sowohl wie im Sitzen sich wendet und bald lauter, bald leiser nach allen Richtungen hin ruft, macht das Geschrei eben jenen Eindruck, als ob aus allen Winkeln des Waldrandes längst abgeschiedene Geister herzbrechende Klage führten über früher verübte grauenvolle Thaten, oder auch als ob ein Theil des leider zum höllischen Jägerpfad degradirten Gefolges von Wodan sich zum Angriff gegen den Eindringling zusammenriefe.

Ich habe schon viele Raubvögel gefangen gehalten, habe Weißen und Buffarde gezähmt, Baumfalken und Thurmfalken als frei ausfliegende freundliche Gefährten lieb gewonnen, muß aber doch bekennen, daß ich als Zimmergenossen die Eulenarten in ihrer Gesamtheit den Tagraubvögeln vorziehe, weil sie klüger und gewandter, findiger und akkomodationsfähiger sind und weil sie in ihrem Thun und



Treiben mehr Eigenthümlichkeiten bieten. Wie aber bei den Tagraubvögeln die Aufzucht und Zähmung einzelner Arten (Habicht z. B.) weit schwieriger gelingt wie die anderer (Baumfalken z. B.), so lassen sich auch von den Eulenarten verschiedene nur schwer ganz und bleibend zahm machen, wie z. B. die Waldbohreule (*Otus silvestris*), Schuhu u. s. w., und andere wieder leicht wie die Zwergohreule (*Scops carniolica*), Schleiereule (*Strix flammea*), Sperlingseule (*Glaucidium passerinum*). Am leichtesten aber läßt es sich bei unserem Waldfauz bewerkstelligen, der sich überdies noch dadurch auszeichnet, daß er eine harte Natur hat und sich nicht leicht schädlichen Einflüssen beugt. Man kann die Jungen ohne größere Schwierigkeit zur Aufzucht in die Stube nehmen, wenn sie schon etwas flugfähig sind, obwohl es etwas besser geht, wenn sie jünger sind — etwa in dem Alter, in welchem die Schwungfedern bis über die Hälfte durch die Hülsen (Stoppeln) gebrochen sind. Anfänglich füttert man täglich etwa dreimal und nie so viel auf einmal, daß man den Vormagen (Kropf) vorstehen sieht und zwar immer recht klein geschnittene Stückchen von frischen Mäusen, oder wenn diese fehlen, von Kaninchen, Rinderherz, Pferdefleisch oder von irgend welchem Geflügel, indem man täglich wenigstens einmal gepulverte Eierschale oder ganz fein gestoßene, poröse Knochenmasse aufstreut. Sobald die Thiere flugfähig geworden, erhalten sie nur zweimal täglich und zwar schon größere Bissen. Mäuse und deren Verwandte bleiben die naturgemäße Nahrung und Pferdefleisch ist das beste und angenehmste Ersatzfutter. Nur muß von nun ab jeder Bissen in Haare oder Federn gewickelt sein, damit die Thiere Gewölle bilden können. Alle acht Tage wird einen halben oder einen ganzen Tag lang Fasttag gehalten. Trinkwasser brauchen sie nicht; wohl aber ist es gut, wenn man sie von Zeit zu Zeit ein wenig mit Wasser einspritzt, jedoch nur so, daß die Federn nicht kleben. Sehr wichtig für die vollkommene und bleibende Zähmung ist es, daß man sie nicht reißen läßt, das heißt daß man ihnen nie große Stücke vorlegt, die sie mit dem Fang festhalten und zerstückeln müssen: man füttert sie stets, indem man sie auf die Faust nimmt und mit kleinen Stückchen aus der Hand äßt.

So erzogen sind die Waldfäuze lebenswürdige Gesellen, die sich an den Menschen auffällig innig anschließen, und sich mit ihrem Herrn durch Töne und Gebärden ganz gut zu unterhalten wissen. Sie lassen sich gern auf die Faust nehmen und umhertragen, wobei sie sich sorgfältig in Acht nehmen, durch zu kräftiges Zugreifen mit den scharfen Fängen der Hand weh zu thun. Sie spielen gern mit dem vorgehaltenen Finger, ohne dabei wirklich zu beißen, ganz wie es junge Hunde, Katzen und Marder thun. Auf der Hand oder auf dem Arme sitzend schmiegen sie sich gern an die Brust oder an das Gesicht und den Kopf an, wie sie draußen im Freileben sich an den Baumstamm andrücken. Die Waldfäuze

(Sowie die meisten andern Eulen) lieblosen sich gegenseitig ganz in der Art, wie wir es bei Tauben und Papageien sehen. Sie krauen sich gegenseitig mit dem Schnabel am Hinterkopf und Hals. Meine zahmen Walbkäuze lieblosen ihren Herrn, wozu sich sonst nur die höchst potenzierten unter unseren Hausthieren aufschwingen: sie setzen sich mir auf die Schulter, oder fliegen, wenn ich Mittagsruhe halte, auf die Sofalehne und krauen mich mit zärtlichem Gesicht und blinzeln den verdrehten Augen im Haar. In einem leeren Taubenschlag aufgezogen lassen sie sich ohne irgend welche Schwierigkeit, falls sie nicht allzusehr gestört sind, an das Aus- und Einfliegen gewöhnen, und bleiben daselbst wohnen, solange es nicht zu sehr an Mäusen gebricht. Einem Männchen, welches ich noch besitze, beschloß ich ein Weibchen zuzugesellen, hielt beide aber vorsichtshalber im Anfange der Horstzeit noch getrennt, obgleich die Klagelieder des Männchens hätten „Steine erweichen“ können. Endlich brachte ich letzteres zum Weibchen in eine geräumige, passend ausgestattete Kammer. Mit den wunderbarsten Grimassen näherte sich der Kauz demselben, ward aber, als er zu nahe kam, mit einem so derben Fanghieb begrüßt, daß er bestürzt zurück wich und zu mir kam, sich Hilfe suchend an mich anschmiegte und nun fortgesetzt mit bittendem Blick abwechselnd mich und die spröde Gesellin ansah. Dies trieb er fast eine Woche lang. Es machte genau den Eindruck, wie wenn ein Hund seinen Herrn wegen eines abseits liegenden Gegenstandes, sei dies eine unerreichbare Kage oder ein Leckerbissen oder sonst etwas ihm Wichtiges, um Hilfe bittet.

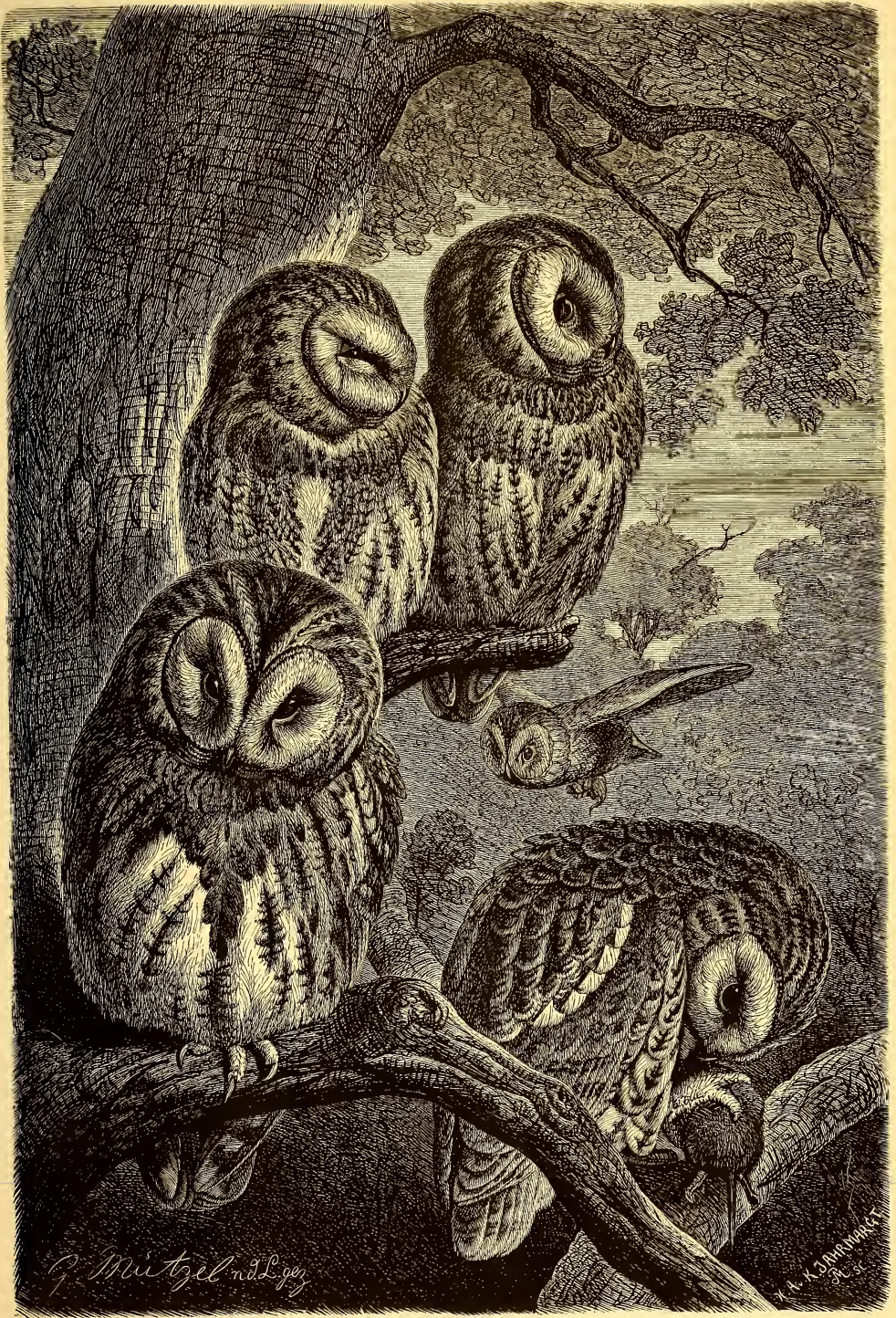
## Die Mandelkrähe

(Blauracke, Blauhäher, Blaurabe — *Coracias garrula*).

Von Julius Stengel.

Unstreitig ist die blaugrüne Mandelkrähe einer der schönsten, nützlichsten, aber zu ihrem Glück, auch einer unserer scheuesten und flüchtigsten Sommervögel. Spät, erst anfangs Mai, kommt sie zu uns und früh, schon Mitte August (in diesem Jahre am 16. August), zieht sie wieder fort. Ein seltener Sommergast ist die Mandelkrähe bei uns gerade nicht. Allerdings ist sie nicht in allen Waldungen vorhanden und noch weniger im tiefen, finstern Walde anzutreffen. Jedoch, wo sie sich zeigt, wird sie oft genug verfolgt und, ihres schönen Gefieders wegen, zum Zwecke des Ausstopfens, nicht selten geschossen.

Kleine Feldgehölze, Waldblößen, Waldränder sind die ihr zusagenden Aufenthaltsorte. Wenn nur die bez. Feldgehölze recht alte Bäume aufweisen, die Waldblößen einige vereinzelt stehende, recht alte breitsparrige Eichen oder Kiefern haben oder von einer recht alten Holzung umgeben sind, die Waldränder mit alt-



Der Waldkauz (*Syrnium aluco*).

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologische Monatsschrift](#)

Jahr/Year: 1882

Band/Volume: [7](#)

Autor(en)/Author(s): Liebe Karl Theodor

Artikel/Article: [Ornithologische Skizzen. 252-261](#)